

Sponsored by:
Culture 2000
Project of the European Union



Hannah-Arendt-Institut
für Totalitarismusforschung e.V. an der
Technischen Universität Dresden

*„Überwindung der
Diktaturen -
Dichter, Künstler
und Schriftsteller in
der Begegnung“*

*„Overcoming Dictatorships -
The Encounter of
Poets, Artists and Writers“*



4. Projektbericht

(November 2007)

I. Krakau – Künstler, Kirche, Kommunisten

Gert Röhrborn, Dresden

Wenn Künstler nach Krakau kommen, so treffen sie wie alle Besucher zunächst auf die reichhaltige, manchmal etwas verwirrende Geschichte. Wie fast jede größere polnische Stadt besitzt auch die altehrwürdige polnische Königsstadt Krakau ihre obligatorische „Grunwaldzki-Brücke“. Grunwald 1410, das ist für die polnische Nationalgeschichtsschreibung ein Datum von überragender Bedeutung: damals schlug ein polnisch-litauisches Koalitionsheer unter König Władysław II. Jagiełło und Großfürst Vytautas in einem Territorialstreit die Truppen des Deutschen Ritter-Ordens vernichtend. Für die Politik der Moderne besitzt aber ein zweites, ein deutsches Grunwald (unter dem Namen Tannenberg) eine ganz andere Dimension. 1914 führte General v. Hindenburg im gleichen Gebiet mit einem Sieg über die vorrückenden russischen Truppen womöglich bereits den entscheidenden ersten Stoß gegen das zaristische System. Dessen Kollaps drei Jahre später besiegelte weitere 70 Jahre harter Prüfungen für das neu erstehende polnische Staatswesen, dessen Bevölkerung bereits seit weit über hundert Jahren Fremdherrschaft hatte erdulden müssen.

Im romantisch-mittelalterlichen Zentrum von Krakau spürt der Besucher indes wenig von der jüngeren Geschichte. Auf dem Wawel, der alten Königsburg, lassen sich Nationalheiligtümer wie die Grabstätte des patriotischen Dichters Adam Mickiewicz († 1855) besichtigen. Dieser hatte die Stadt zwar aus Gründen seiner Herkunft (aus dem heutigen Weißrussland) und seines politischen Engagements (das ihn schließlich wie viele andere ins Exil nach Frankreich führte) nicht ein einziges Mal betreten. Doch wie der Maler Jan Matejko und der Komponist Frédéric Chopin wurde Mickiewicz zu einem polnischen Nationalhelden erhoben, und so

wurde noch Ende des 19. Jahrhunderts seine Umbettung nach Krakau vorgenommen. Nur die relative Leere in den Innenräumen der Burg, die während des 2. Weltkrieges als Sitz des Generalgouverneurs des besetzten Polens, Hans Frank, diente, macht stutzig. Der eigentümliche Museumscharakter des ehemaligen jüdischen Stadtviertels Kazimierz im Südosten der Stadt kündigt ebenso stumm von den ungeheuerlichen Lücken, die das 20. Jahrhundert in die polnische, in die europäische Gesellschaft gerissen hat. Oświęcim-Auschwitz ist nur 60 km entfernt.

Die Ausstrahlung der Stadt mit den Millionen von internationalen Besuchern lebt in erster Linie von ihrer Stellung als erfolgreicher und attraktiver Konkurrentin. Im Kampf gegen das kommunistische Regime schöpfte sie nach Kräften aus der sprudelnden künstlerischen Szene und konnte sich der internationalen Wirkung *ihres* Heiligen Vaters, Papst Johannes Paul II., der hier seit 1958 als Weihbischof Karol Józef Wojtyła gewirkt hatte, sicher sein. Über seinen Tod hinaus ist seine Autorität überall in und um die Stadt herum gegenwärtig. Im Wettstreit der Metropolen, seit



Hauswald, Piscu & Rachowski (v. l.) im Innenhof des Collegium Maius (Foto: TU Dresden).

jeher mit der Hauptstadt Warschau ausgetragen, scheint Krakau jedoch zunehmend ins Hintertreffen zu geraten. Zwar gelangte

der historische Stadtkern bereits 1978 auf die Weltkulturerbeliste und im Jahr 2000 durften sich die Einwohner über den Titel europäische Kulturhauptstadt freuen. Doch aus eigener Anschauung können Künstler und Kulturpolitiker berichten, dass das administrative Zentrum Warschau stetig an kulturellem Einfluss gewinnt (vgl. Gert Röhrborn, Kunst und Politik, in: *Liberal*, Heft 4/2007).

Verstecken muss sich Krakau dennoch nicht. Ihre Jagiellonen-Universität aus dem Jahr 1364 besitzt nicht nur historisch gesehen ein europäisches Prestige. In der modernen Kunst ist die Stadt international für ihre Experimentierfreudigkeit in den Theatern (z. B. „Cricoteka“ zum Schaffen Tadeusz Kantors) bekannt und die Festivals der blühenden Jazzszene sind seit Jahrzehnten ein Publikumsmagnet. Hinzu kommt mit der Plakatkunst eine polnische Spezialität. Die Sparte der Gebrauchs-kunst, in der Volksrepublik wie andere künstlerische Bereiche auch staatlich gefördert und vom Druck des Marktes befreit, entwickelte sich zu einem Zufluchtsort für Individualisten. Hier suchten sie ihre Kreativität frei von politischen Vorgaben zu entwickeln, wie Marcin Mrozczyk, Sohn des mit Henryk Tomaszewski und Tadeusz Trepkowski konkurrierenden Plakatkünstlers Józef Mrozczyk, rückblickend festgestellt hat (in *Polenplus* 3/2007). Auch die Grafischschule um Stanisław Wejman macht weiter von sich reden.



„802 Prozent Norm“ *im* Warschauer Kulturpalast. Futuristische Präsentation. (Foto: Imago Mundi).

Die als Gäste der Tagung „Die Quellen der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts“ auf Einladung der Jagiellonen-Universität Krakau und des Hannah-Arendt-Institutes

Dresden am 08.11.2007 vor Ort weilenden Vertreter des Projektes „Überwindung der Diktaturen – Dichter, Künstler und Schriftsteller in der Begegnung“ wählten einen anderen künstlerischen Zugang zur Stadt – die Fotografie. Die Dichterin DENISA MIRENA PIȘCU (Bukarest), der Fotograf HARALD HAUSWALD (Berlin) und der Schriftsteller UTZ RACHOWSKI (Reichenbach) ließen sich von ŁUKASZ TRZCIŃSKI, Mitbegründer der Stiftung Imago Mundi, durch eine Präsentation zur Ausstellung „802 Prozent Norm“ inspirieren. Die Ausstellung besteht aus einer Auswahl von über 10.000 Bildern von Henryk Makarewicz und Wiktor Pentel, die auf halböffentliche oder private Weise über Jahre den Aufbau des kommunistischen Musterstadtteils Nowa Huta dokumentierten. Nowa Huta war als industrieller Widerpart zur intellektuellen Krakauer Altstadt geplant. Die kommunistischen Machthaber setzten so auf widersprüchliche Weise die anti-bildungsbürgerliche Stoßrichtung der nationalsozialistischen Besatzer fort. Nicht von ungefähr behielten die fliegenden Gymnasien und Universitäten auch nach 1945 ihre Funktion.



„802 Prozent Norm“ *am* Warschauer Kulturpalast. Wirkung im öffentlichen Raum (Foto: Imago Mundi).

Zusammen mit den Porträts so genannter „Stachanowisten“, die als Rekordarbeiter die Planübererfüllung zur Regel machen sollten und deren Wirken für den Namen der Ausstellung Pate stand, ergibt sich eine komplexe und hintergründige Milieustudie der kommunistischen Aufbaujahre. Die Gäste zeigten sich nicht nur von der vitalen Bildsprache beeindruckt – Utz Rachowski, Jahrgang 1954, glaubte gar seine Mutter im Petticoat wieder zu erkennen. Sie tauschten sich mit den Ausstellungsmachern zudem intensiv über neue Formen der Werbung

und Präsentation künstlerischer Veranstaltungen aus, um für die Ende 2008 in Krakau weilende Wanderausstellung des Projektes zu lernen.

II. An den Quellen des Totalitarismus

In der Zwischenzeit wurde auf der internationalen Konferenz aus Anlass des neunzigsten Jahrestages der Russischen Oktoberrevolution bereits ausgiebig zur Analyse und Bewertung totalitärer Systeme im 20. Jahrhundert diskutiert. Sie fand mit Unterstützung der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit, der Jagiellonischen Universität, der Stadt Krakau, des Hannah-Arendt-Institutes für Totalitarismusforschung sowie der Wochenzeitung *Tygodnik Powszechny* statt. Mit dem gebührenden zeitlichen Abstand und vor dem Hintergrund der Transformationsprozesse seit den späten 1980er Jahren ließen sich die Entwicklungen des Bolschewismus und Faschismus in ihren vielfältigen Modifikationen vergleichend betrachten.



Prodekan Prof. Bogdan Szlachta, Prof. Gerhard Besier, Prof. Zdzislaw Mach, Prof. Irena Stawowy-Kawka (v.l.) während der feierlichen Eröffnung der Konferenz (Foto: TU Dresden)

Von besonderem Interesse war die Frage, ob Russland 1917 ein eigenes „totalitäres Potential“ besaß. Es sollte geklärt werden, ob der Ausbruch der revolutionären Erhebung eher als eine kurzfristige Folge der Beteiligung am 1. Weltkrieg oder als

Abschluss der langfristigen Krisenentwicklung seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verstanden werden muss. Hierbei wurden besonders totalitarismustheoretische Konzepte (Hannah Arendt, Carl Joachim Friedrich, Zbigniew Brzeziński) auf ihre empirische Tauglichkeit überprüft. Das Projekt „Überwindung der Diktaturen“ war von wissenschaftlicher Seite herausragend vertreten. Während Prof. GERHARD BESIER, Prof. UWE BACKES und Dr. KATARZYNA STOKŁOSA (alle Dresden) sich der ideengeschichtlichen Entwicklung des linken Totalitarismus und der Einordnung der Sowjetunion aus totalitarismustheoretischer Sicht widmeten, lieferte Prof. GUSTAVO CORNI (Trento) eine vergleichende Analyse der rechtsextremen Bewegungen in Italien und Deutschland vor dem Hintergrund des 1. Weltkrieges. Dr. MARCIN REBES (Krakau) erörterte die Beziehung Martin Heideggers zum Nationalsozialismus. Wiederum erwies sich auch der Tagungsort als äußerst geschichtsträchtig – das Schloss Przegorzały hatte während des 2. Weltkrieges ebenfalls zur Residenz von Hans Frank gehört.

III. Kunst – ein Jungbrunnen gegen Totalisierung

Den eigentlichen Höhepunkt der Veranstaltung gestalteten jedoch die angereisten Künstler während einer Diskussion mit Prof. Uwe Backes zum Einfluss der Kunst auf den Demokratisierungsprozess in Mitteleuropa. Sie stand im Kontext der vorausgegangenen geschichtswissenschaftlichen und pädagogischen Interpretation der Ergebnisse der Konferenz. Im Anschluss fand eine Lesung im Goethe-Institut Krakau statt, die von dessen Direktorin Dr. ANGELIKA EDER eröffnet und von Prof. ERHARD CZIOMER (Krakau) moderiert wurde. Das Zwiegespräch eröffnete den Zuhörern einen facettenreichen Einblick in das Thema, denn es ergänzten sich nicht nur die verschiedenen künstlerischen Wirkungs-

felder, sondern auch die Biographien. Sehr schnell wurde klar, dass eine einheitliche Antwort auf die gestellte Frage nicht zu erzielen war; doch trat auch die gesellschaftliche Bedeutung individueller künstlerischer Tätigkeit deutlich zutage. Die Präsentation von Dr. Dr. JUTTA VINZENT (Birmingham) zu der ab Herbst 2008 zu sehenden Wanderausstellung rundete das Bild ab.

Unschuld war das beherrschende Thema des Beitrages von Utz Rachowski (Jg. 1954). In seinem Text „*Der letzte Tag der Kindheit*“ ging es um einen speziellen Fall des Verlustes derselben. Rachowski beschreibt darin den durch die heimatlichen Straßen des Vogtlandes rollenden Vorstoß der russischen Panzertruppen in die ČSSR im Jahre 1968. In jungen Jahren am deutschen Lyriker Johannes Bobrowski orientiert, baut der Autor einen Prosatext voller Metaphern, seitlichen Handlungssträngen und Erinnerungen auf. Im Zentrum der Betrachtung steht zunächst die „sozialistische Ordnung“ der DDR, die dem „Bruderstaat“ in den Rücken fiel. Dann rückt der Bruder des Autors ins Bild, weil er auf halsbrecherische Weise versucht, die vorrückende Panzerkolonne zu stören. Ebenso die Zuschauer am Straßenrand, die sich beiläufig-lethargisch an einen 30 Jahre zurückliegenden Einmarsch erinnern. Schließlich wird der Autor als jugendlicher Teilnehmer des Geschehens selber wichtig, weil er die Welt nun mit anderen Augen betrachten muss. Sie alle haben also auf die eine oder andere Weise ihre Unschuld verloren. Immer wieder tauchen in den Texten Rachowskis, dessen Vorfahren aus Sdunsk Wola in Polen stammen, verdrängte biographische Verflechtungen auf – die nationalsozialistische und spätere sozialistische Karriere seines Vaters, die mit Kriegsgräueln durchsetzten atmosphärischen Jugenderinnerungen seiner Großmutter, die zwielfichtige Vergangenheit verhasster Lehrer. Seine ruhige, eindringliche Stimme sucht nicht das Ohr, sondern das Herz seiner Zuhörer, jeder

Text einem Gedicht gleich. 1979 wird er verhaftet wegen seiner Gedichte, 1980 in die Bundesrepublik verkauft. Als er besagten Text schreibt, hat er sich bereits eingestehen müssen, dass er nicht nur eingesperrt war in jenem Land und dessen Gefängnissen, sondern auch in seiner eigenen Lyrik: „Notizen, Fragen. Die überführte, festgehaltene Wirklichkeit verlor für die Zeit des Schreibens ihre Macht. Ich übte, ohne es zu wissen, eine Überlebenstechnik, die mir bei Armee und im Gefängnis von Nutzen sein sollte: die Zeitverschiebung. (...) Ich gestehe, daß ich der Sprache, dem, was vielleicht Literatur genannt werden könnte, diese Ohnmacht, dieses Versagen vor den Häschern übelnahm. Daß sie mich, trotz meiner Hingabe an sie, zum Opfer werden ließ. Daß sie nicht allmächtig war, daß ich leiden mußte wie andere auch, das wollte ich lange nicht akzeptieren. Diese Kränkung saß tief“ (*Das Erschrecken über die eigene Sprache*, 1983).



Prof. Erhard Cziomer folgt der Lesung von Utz Rachowski im Goethe-Institut (Foto: TU Dresden).

Seither ist er engagierter. Besucht Polen noch während des Kriegszustandes, um literarische und oppositionelle Kontakte zu Adam Zagajewski, Julian Kornhauser und anderen aufrechtzuerhalten. Arbeitet in Westberlin eng mit Jürgen Fuchs, dem „DDR-Staatsfeind Nr. 1“ zusammen. Inzwischen berät seit einigen Jahren Opfer der SED-Diktatur in Entschädigungsfragen. Rachowski ist es wichtig, in seinen Geschichten von den Personen und

Netzwerken zu berichten, die über die Grenzen verbanden, was die Politik auf beiden Seiten zu trennen suchte. In seinen Augen kann es keine Absolution für Unrecht geben kann, dass bewusst begangen wurde. Dafür nimmt er in Kauf immer wieder erklären zu müssen, warum sich damals ebenso wenige gegen die Unterdrückung auflehnten, wie sich heute für dieses Kapitel interessieren.

Harald Hauswald (Jg. 1954) kennt die Ablehnung der Mehrheit auf seine Sicht der Dinge, lässt sich aber ebenso wie Rachowski in keiner Weise davon beeinflussen. Auch er fühlte sich eingesperrt im eigenen Land, vor allem aber in seiner Kreativität und Unabhängigkeit beschnitten. Nachdem er schon als junger Tramp nachhaltige Erfahrungen mit der Staatsgewalt machen durfte, wird er von den Behörden bald auch daran gehindert, in der DDR von seinem Talent zu leben. Seit dem Abdruck eines Fotos in der Westberliner Tageszeitung *taz* ist er quasi angewiesen auf Verdienste im Westen, denn im Osten kann er nicht mehr veröffentlichen. Hauswald macht also über die Mauer hinweg Karriere in Zeitschriften wie *Geo* oder *stern* im Westen, lebt aber weiterhin in Ostberlin. Er verschafft sich auf seinen Streifzügen Zugang zu den sich abschottenden (und offiziell abzuschottenden) Randgemeinschaften in der DDR, fotografiert Punks und Hooligans, aber auch die verrottende Arbeiterklasse in Kneipenhinterzimmern.

Seine Fotos sind keine bloße Abbildung der Wirklichkeit, sondern ein Blick in sie hinein. Er stellt nichts, sondern fügt zusammen, sucht nach dem, was andere nicht sehen. Er wartet auf den richtigen Augenblick, fischt die kleinen Wunder, das pars pro toto aus der unübersichtlichen Menge. Dabei bleibt sein Werk bewusst einseitig, aber definitiv wahrhaftig. Jubelbilder verabscheute er damals wie heute. Hauswald wird dafür auch gegenwärtig wieder aus eben jener Menge

heraus, die er seit 30 Jahren ablichtet, heftig gescholten. Von einer stark frequentierten Ausstellung in Jena im Frühjahr 2007 wusste er diesbezüglich Drastisches zu berichten. Und geht doch weiterhin in aller Seelenruhe seinem Geschäft nach, weil er jene zu erreichen und zu bereichern vermag, die ihren Blick erweitern wollen.



Oben: Café „Camelot“, Heimstätte der Galerie der Imago Mundi Stiftung (Foto: TU Dresden).

Unten: Die Kamera fehlt nie. Harald Hauswald während des vorausgegangenen Workshops in Budapest im Oktober 2007 (Foto: TU Dresden).



Links:

<http://overcomings.blogspot.com/>
www.hait.tu-dresden.de/eu2

Giovanni di Lorenzo, Chefredakteur der deutschen Wochenzeitung *DIE ZEIT*, verglich ihn jüngst mit August Sander und Henri Cartier-Bresson. Dem Ruf nach dem Abbilden der Schönheit des Alltäglichen, dem Bedürfnis nach Projektionsflächen für die normalen Leben in der Diktatur will er schon gar nicht nachkommen. Seinen

Zuhörern erzählt Hauswald beinahe unglaubliche Geschichten von den kleinen Freiheiten des Augenblicks, vom gewitzten Austricksen der Autoritäten in der Diktatur, auch wenn die große Freiheit immer fehlte und das Herz beklemmte. Der Fotograf spricht ganz offen von seinem Schmerz, und freut sich noch heute ausgelassen über seine Erfolge, die versteckten Coups. Er zeigt den Menschen aus der ehemaligen DDR nicht nur, was damals alles war, sondern auch, was alles möglich war. Dazu noch, was heute daraus geworden ist. „Gewendet“ nennt er das, die populärste Beschreibung des Untergangs der DDR aufgreifend.



Der Fürstenzug im Wandel der Zeiten. Harald Hauswald bannt alte Herren und neue Besucher auf Zelluloid (Foto: Harald Hauswald; 1984/2005).



Revolutionen sind seine Sache nicht. Sicher hatte er auch Glück, kam im Unterschied zu anderen um „Landesarrest“ (ein totales Auslandsreiseverbot für Oppositionelle) und eine Gefängnisstrafe herum, obwohl die Staatssicherheit wie so oft alles erwogen hatte – seine Bekanntheit unter westlichen Journalisten schützte ihn vermutlich. So reiste er noch im Sommer

1989 auf Umwegen nach Istanbul. Erlebte dort das Glücksgefühl, auch in einem völlig fremden Land seine Art von Fotos machen zu können, auf einfachen Schiffen Gräben zwischen Kontinenten überwindend, und das ganz ohne die „Völkerfreundschaft“. Von der Reling des gleichnamigen Kreuzfahrtschiffes des DDR-Gewerkschaftsbundes pflegten sich in den Sechziger Jahren zur Flucht entschlossene Touristen in den Bosphorus zu stürzen. Sie wurden dann von bereits wartenden Booten aus dem Wasser gefischt. Der Spiegel dieser Wellen ist es, den Hauswald seinem Publikum vorhält: die Verzauberung der Realität, die Realität ist.

Zu früh abgenommene Bananen reifen nicht mehr. Oder vergammeln, auf dem Schrank vergessen. Für Denisa Mirena Pişcu (Jg. 1980) spielen diese Bananen in ihren Gedichten immer wieder eine Rolle. Sie sind eine Metapher für die Verheißungen der Transformation, des Weges in den vermeintlich goldenen Westen. Sie stehen aber auch für den Verlust von Rollenbildern und Orientierung, für den Aufschub eines wirklichen Neuanfangs, der bisher keiner war. Und für die allgemeine Depression, die sich nur langsam verändert und offenbar äußerst schwer in Worte zu fassen ist. Phantomschmerzen, die auf ihre Generation übertragen wurden. Der Schriftsteller Lutz Rathenow (Berlin), eine Generation älter als Pişcu, hatte bei einer früheren Veranstaltung in Ústi nad Labem von ähnlichen Erfahrungen berichtet (vgl. Projektbericht Mai-Juni 2007). Der Rückgriff auf die Großeltern ist zwar grundsätzlich noch möglich, aber er wird zunehmend unwirklich, büßt seinen institutionellen Charakter ein. Wenn schon die Welt der Eltern nichts mehr gilt, ohnehin anrühlich geworden ist, muss das Leben der Großeltern in geradezu phantastischen Formen erscheinen. Als Bewertungsmaßstab einfachen und harten, aber geradlinigen Lebens taugt es nicht mehr. Pişcu quält sich auf dem Podium

unter der Formulierung des Problems, obwohl sie die Fremdsprache meisterhaft beherrscht und auf internationalem Parkett bereits viel Erfahrung gesammelt hat. Ihr Gesichtsausdruck zeigt, dass sie es ernst meint mit ihren Aussagen. Als sie später ihre Gedichte vortragen darf, blüht sie auf.



Gedichte überschreiten Grenzen – Denisa Mirena Pişcu genießt den europäischen Charakter des Projektes (Foto: TU Dresden).

Poesie hilft ihr auszudrücken, was in „normaler Sprache“ keinen Sinn zu ergeben scheint, in Lamento abzugleiten droht. Auch das übrigens eine Angst, die selbst gestandenen Literaten und Poeten nicht fremd ist. Zsófia Balla (Budapest) wusste in einem Filminterview mit Barbara Lubich (Dresden) davon zu berichten (siehe <http://overcomings.blogspot.com/>). Neben den Erinnerungen an ihre Schuljahre und Milieuskizzen heutiger Armut überzeugen vor allem jene Verse Pişcus, die nicht Beobachtungen, sondern eigene Erfahrungen widerspiegeln. In einem ihrer längsten Gedichte – „Today I have signed my first public protest in my life as a young democrat“ – setzt Sie sich mit der unterbewusst weiterwirkenden Angst vor politischer Verfolgung auseinander. Scheinbar ganz nebenbei streift sie die Frage, wofür es sich denn überhaupt

noch einzusetzen lohnt. Dort heißt es: „I was commended for my courage to publicly stand for what I believed in and urged to donate “1 \$ at least” for improving the site and supporting the freedom of expression.“

*Rumours of revolution and
terrorists shooting at us
on this day when
Grandmother
frământă aluat de cozonaci
fără să zică nimic;
noi, în jurul ei,
agitându-ne
pe la geamuri
czekamy, kiedy pojawią się czołgi na ulicy
w naszym przygranicznym mieście,
słynne rosyjskie czołgi...
Co my zrobimy?!
Co my zrobimy?!
And Grandmother calmly replies:
“We’ll go down to the basement –
I’m baking Christmas cake and bread
so we won’t have to starve”.*

Ein Gedicht, drei Sprachen. Übersetzungen von Florin Bican, Joanna Kornaś-Warwas and Dorota Anna Sobiak (Bukarest).

Václav Havel trug als Dissident noch seine Haut zu Markte. George Soros schickte massenweise Kopiergeräte an die polnische Opposition. Im Zeitalter des Internet sind die Nutzer angeblich nur noch einen Mausklick von der großen persönlichen Tat entfernt. Moderner Ablasshandel, Kommerzialisierung von Politik. Die Dichterin scheint sich auch deswegen im Westen fremd zu fühlen. In ihren Augen mutiert Prag zu einem riesigen Basar, auf dem die osteuropäische Geschichte an modebewusste, aber völlig ahnungslose Westler verramscht wird. Aus einer Reisebeschreibung aus dem krisengeschüttelten Moldawien, für die sie kurz entschlossen einer Konferenz entflohen, spricht hingegen wieder die gewohnte melancholische Sympathie: „Heads thrust out of the car, greetings, and locals taken aback, as yet unsure as how they’re

supposed to react in the presence of freedom.“ Es gibt vielleicht doch so etwas wie eine mittelosteuropäische Erfahrungsgemeinschaft, welche ausgehend von der Perspektive der Transformation als einer Anpassung an westliche Normen und Verhaltensweisen die alten nationalen Gräben zu überwinden in der Lage wäre. Die Mittelosteuropäer hätten sich viel zu sagen. Wenn sie sich gegenseitig zuhören. Denisa Mirena Pişcus hat damit angefangen. Indem sie per Simultanübersetzung wahrzunehmen versuchte, wie ihre Zuhörer sie, die Rumänisch vortrug, gleichzeitig in Polnisch und Englisch hören konnten. Wie in Trance sei das gewesen, berichtete sie später begeistert, diese Vielfalt, dieses Schwingen zu erfahren. Außerhalb der eigenen Kultur wirkungsmächtig zu sein. Eine Erfahrung, die ihr keiner mehr nehmen kann. Die sie aber hoffentlich auf ihre Weise weitergeben wird.



Die Totalitarismen unabhängig von politischen Präferenzen analysieren. Dr. Katarzyna Stokłosa während ihres Vortrages (Foto: TU Dresden).